

Pastoralgespräch Die Wege der Pfarrgemeinden

Orientierungen für die Wege der Pfarrgemeinden
November 2009

Katholische
Kirche
Vorarlberg

Pastoralgespräch Die Wege der Pfarrgemeinden

Orientierungen für die Wege der Pfarrgemeinden Die Ergebnisse des ersten Gesprächsabschnittes

Dem Lebendigen in den Pfarrgemeinden dienen – ein Gespräch in zwei Abschnitten

Das Pastoralgespräch „Die Wege der Pfarrgemeinden“ ist ein gemeinsames Innehalten, um sich mit den gegenwärtigen Veränderungen im pfarrlichen Leben auseinander zu setzen. Was geht vor sich? Was bedeuten diese Veränderungen? Und wo führt der Weg weiter? Das Gespräch lebt vom Vertrauen, dass sich uns Orientierungen zeigen werden, von denen her den Pfarrgemeinden auf ihren Wegen Kraft und Klarheit zuwachsen und die auch für die anstehenden diözesanen Entscheidungen die Richtung weisen werden.

In einem solchen Gespräch ist gegenwärtig der Druck der Strukturfragen groß: Wie kann mit weniger Priestern Leitung in den Pfarrgemeinden wahrgenommen werden? In welcher Form müssen Pfarrgemeinden künftig zusammenarbeiten usw? Und doch: Die erste Aufmerksamkeit darf und soll nicht den Strukturen gelten, sondern dem Lebendigen in den Pfarrgemeinden, in dessen Dienst diese gestellt sind. Das war die inhaltliche Grundentscheidung für das Pastoralgespräch. Dem entsprechend hat ein erster Gesprächsabschnitt versucht, die Grundbewegungen des Lebens in unseren Pfarrgemeinden nachzuzeichnen und zu verstehen. Im Horizont dieser Einsichten werden wir in der zweiten Gesprächsphase die Strukturfragen ins Zentrum rücken.

Der Lernertrag des ersten Gesprächsabschnitts

Die vorliegenden „Orientierungen für die Wege der Pfarrgemeinden“ sind der Lernertrag aus den zwei großen diözesanen Foren und vielen Gesprächen im kleineren Rahmen (bei Regionalforen, in Berufsgruppen, in Räten usw.) zwischen Jänner und Oktober 2009. Naturgemäß fließen in diesen Lernertrag die Überlegungen der Referent/inn/en ebenso ein wie der Widerspruch, den diese provoziert haben, aber auch die Assoziationen, die sie geweckt haben und die dadurch ins Gespräch gekommen sind. Eine gründliche Vergewisserung bezüglich dieses Lernertrags geschah bei einer gemeinsamen Klausur von Priester- und Pastoralrat am 2. Oktober 2009.

Die schöne Erfahrung nach dieser ersten intensiven Gesprächsphase ist, dass sich in dem Gesprächsteppich rote Fäden zeigen. Diese sind in diesem Papier beschrieben. Der Text bietet also keine systematische Gemeintheologie, sondern das, was uns im bisherigen Pastoralgespräch an Einsicht und Sicherheit für die Wege unserer Pfarrgemeinden zugewachsen ist.

Diese Orientierungen werden in der zweiten Gesprächsphase der verbindliche inhaltliche Raster für die Auseinandersetzung mit den Strukturfragen sein und sie werden künftig auch den

pfarrbezogenen Entscheidungen auf diözesaner Ebene zugrunde gelegt werden: bei Personalentscheidungen, bei der Bildung von Seelsorge-Räumen, bei der Festlegung der Arbeitsschwerpunkte im Pastoralamt etc.

Wahrnehmungs- und Deutungsangebote

Für das konkrete pfarrgemeindliche Leben liegt die Kraft dieser Orientierungen zuallererst darin, dass sie einladen, die Dinge einmal anders anzuschauen und zu erfahren, was dann passiert. Wie wäre es beispielsweise, wenn das Team, das die Erstkommunionvorbereitung trägt, einmal der Idee folgt, durch die Feier den beteiligten Familien, unabhängig davon, wie eng oder distanziert diese ihre pfarrliche Zugehörigkeit leben, für einen Tag in der Pfarrgemeinde eine gastfreundliche „Pilger-Herberge“ zu bereiten? Oder was geschieht, wenn wir anfangen, die Engagierten in unseren Pfarrgemeinden nicht mehr primär als Mithelfende, sondern als „Berufene“ zu sehen? Dem veränderten Blick wird Schritt für Schritt eine neue Praxis folgen.

Die Haltungen, die unser Tun beseelen

Die dargelegten Orientierungen beziehen sich vor allem auf die Haltungen, die unser Tun und Lassen durchwirken, auf die Augen und die Ohren, mit denen wir schauen und hören, auf die Gestimmtheit des Herzens und des Verstandes, in der wir handeln. Diese Haltungen wirken und prägen und verdienen deshalb unsere erste Aufmerksamkeit.

Dieses Papier kann nur einen Anfang setzen, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Die Spuren, auf die es verweist, führen nur weiter, indem man ihnen folgt, indem man also die Orientierungen in die konkreten pfarrgemeindlichen Vollzüge hinein durchbuchstabiert. Das ist nun die Aufgabe. In der Auseinandersetzung mit den konkreten Fragen der Jugendpastoral, der Sakramentenpastoral, der Diakonie, der Glaubensverkündigung etc. müssen sich die Sichtweisen und die Haltungen dieser Orientierungen bewähren. Die bisherigen Gespräche und Erfahrungen stimmen diesbezüglich sehr zuversichtlich.

Die Redaktionsarbeit für diesen Text leistete Pastoralamtsleiter Dr. Walter Schmolly.

	Seite
[A. Wahrnehmungen:] Sich abzeichnende Konturen kirchlichen Lebens	4
A1. Von einem ererbten Christsein zu einem Christsein aus Erfahrung und Wahl	4
A2. Das gemeindliche Leben innerhalb der Pfarrgemeinden	4
A3. Der Wunsch der Vielen nach Ritualen und Segen, ohne gemeindlich mitleben zu wollen	5
A4. Die Herausforderung der Pluralität	5
A5. Die „Zwischenräume“	6
A6. Weniger Priester, weniger Hauptamtliche, weniger ehrenamtlich Engagierte und weniger Finanzmittel	6
[B. Deutungen und Handlungsoptionen:] Orientierungen im Übergang	7
B1. In den Veränderungen ereignet sich ein epochaler Übergang	7
1. In einem epochalen Übergang gestalten: die Achtsamkeit kultivieren, Veränderungen akzeptieren, Chancen nützen	7
2. Verlässliche Rahmenbedingungen schaffen	9
B2. Der Grundbewegung des „aggiornamento“ folgen	10
B3. Das gemeindliche Leben in seiner Entwicklung stützen	11
1. Gott zutrauen, dass er die (Pfarr-)Gemeinde baut	11
2. Vertrauen in die Charismen wagen	12
3. Auf die Kompetenz der „Mystagogie“ bauen	13
B4. Für die „Pilger/innen“ eine gastfreundliche „Herberge“ sein	15
B5. Für missionarische Präsenz des Evangeliums in den „Zwischenräumen“ sorgen	17
[C. Für die zweite Gesprächsphase:] Leitung, Überpfarrliches und Gottesdienstordnungen	19
C1. Anforderungen an den Leitungsdienst in den Pfarrgemeinden	19
1. Der mit dem Weiheamt verbundene Leitungsdienst	19
2. Im Dienste des Lebendigen und seiner Entwicklung	19
3. Ein kooperativer Dienst	20
4. Kompetente Verwaltung	21
5. Erfordernis diözesaner Personalentwicklung	21
C2. Überpfarrliche Strukturen	21
1. Not-Lösung Seelsorge-Region, der Mehrwert des Überpfarrlichen und die Orientierung „raumgerechter Pastoral“	21
2. Vernetzung aller Orte kirchlichen Lebens im jeweiligen Lebensraum	23
3. Die angemessene Balance in der Zuteilung der Ressourcen	23
C3. Liturgisches Leben mit weniger Priestern	23
1. Die Not des Priestermangels, Berufungspastoral, die verantwortungsvolle Diskussion der Zulassungsbedingungen, glaubensfördernde Initiativen	24
2. Grundlegende Optionen für pfarrübergreifende Gottesdienstordnungen	25
3. Wort-Gottes-Feiern am Sonntag	26
4. Auf dem Weg zu guten Lösungen an Hochfesten im Kirchenjahr	27

[A. Wahrnehmungen:] Sich abzeichnende Konturen kirchlichen Lebens

Die Gestaltung der pastoralen Arbeit und der pfarrlichen Strukturen muss sich in den Dienst des Lebendigen in den Pfarrgemeinden stellen, sie muss den Entwicklungen folgen, die sich im kirchlichen Leben den Weg in die Zukunft bahnen. Deshalb ist die erste Frage: Welche Konturen dieser Entwicklungen, welche Grundbewegungen werden in den Pfarrgemeinden sichtbar, sodass wir uns an ihnen orientieren und ihnen folgen können?

Die im Folgenden skizzierten Entwicklungsströme liegen natürlich nicht immer und überall offen zutage. Es geht zunächst und vor allem um die Einladung, genau hinzuschauen, was im pfarrgemeindlichen Leben vor sich geht. Die einzelnen Punkte wollen bei diesem Hinschauen unterstützen, also gleichsam eine kleine „Sehhilfe“ sein.

A1. Von einem ererbten Christsein zu einem Christsein aus Erfahrung und Wahl

Christsein ist heute immer weniger durch die Mechanismen einer homogenen Gesellschaft getragen. Die Christ/inn/en der Zukunft werden „Mystiker/innen“ sein (K. Rahner).

Wir leben heute in einer Kultur der Freiheit, der Vielfalt und der Individualität – auch in religiösen Belangen. Menschen lassen sich ihr Leben von keiner religiösen Institution mehr von vornherein bestimmen. Die Kirche hat ihr Sinnmonopol längst verloren. Alle Formen sozialen oder moralischen Drucks sind verflogen. Der Glaube ist deshalb notwendigerweise von einer gewinnenden, persönlichen Erfahrung getragen, letztlich von einer Erfahrung der Liebe Gottes, die trägt und frei macht.

Dieser Umstand ist im Blick auf die anstehenden Herausforderungen nicht hoch genug zu veranschlagen. Noch ist die Kirche sehr geprägt von Haltungen und Strukturen, die der Zeit und der Logik des vererbten Christentums entstammen.

A2. Das gemeindliche Leben innerhalb der Pfarren

Seit Jahrzehnten und auch heute entwickelt sich und gibt es innerhalb unserer Pfarren gemeindliches Leben. Den dankbaren Blick darauf dürfen wir uns von den Erfahrungen, dass vieles weniger wird, nicht verstellen lassen.

Frauen, Männer, Jugendliche und Kinder teilen in unseren Pfarrgemeinden ihren Glauben, ihre Charismen, ihre Zeit, die diakonische Sorge für das Leben und die Verantwortung für die Kirche vor Ort. Die einen tun dies in der Gottesdienstgemeinde, indem sie regelmäßig die Eucharistie mitfeiern; andere tragen Verantwortung in Gremien oder Arbeitskreisen, singen im Chor oder übernehmen Dienste in der Liturgie oder im Bauausschuss; wieder andere teilen Glaube, Bibel und Gebet in „Weg-Gruppen“ usw.

Mag sein, dass es zahlenmäßig schon mehr waren. Aber auch heute kommen Neue hinzu und schließen sich dem gemeindlichen Leben an. Im Grunde ist das doch jedes Mal ein kleines Wunder des Glaubens! Die Hinzukommenden trägt nicht mehr die reine Selbstverständlichkeit

früherer Tage, sondern sie kommen aus freier Wahl. Und sie kommen nicht mehr vordergründig, um das Pfarrsystem aufrecht zu erhalten oder dem Pfarrer einen Dienst zu erweisen, sondern weil sich ihnen etwas vom Evangelium und von ihrem Glauben erschlossen hat und weil ihnen deshalb am kirchlichen Leben vor Ort gelegen ist. Sie kommen also (mehr oder weniger reflektiert) als „Berufene“. So entwickelt sich auch heute in unseren Pfarren gemeindliches Leben in einem ganz ursprünglichen Sinn.

A3. Der Wunsch der Vielen nach Ritualen und Segen, ohne gemeindlich mitleben zu wollen

Viele Pfarrangehörige – mancherorts über achtzig Prozent der Katholik/inn/en – beteiligen sich nicht kontinuierlich am pfarrgemeindlichen Leben, aber sie wenden sich punktuell mit dem Wunsch nach Ritualen und Segen an den Priester und die Pfarr-Mitarbeiter/innen.

M. Kehl nennt drei Gründe, warum in absehbarer Zeit nicht damit zu rechnen ist, dass alle Pfarrangehörigen gemeindlich mitleben werden, sich also die Pfarren als Gesamte zu Gemeinden im engeren Sinne hin entwickeln werden:

- _ Erstens der Mangel an Priestern, die als Integrationsfiguren in den Gemeinden wirken.
- _ Zweitens die Hürde, die das spätmoderne Lebensgefühl der Menschen darstellt, das dem Motto folgt: „Ohne Bindung mit der Kirche in Verbindung bleiben“.
- _ Und drittens die Überforderung der Gemeinden, in unserer pluralen Gesellschaft für Menschen aus allen Milieus Andockmöglichkeiten zu bieten.

So werden sich auch künftig viele Menschen an entscheidenden Punkten ihres (Familien-)Lebens bei den Pfarren des Segens Gottes rituell vergewissern wollen, (zumindest zunächst) ohne Interesse und Bereitschaft, das gemeindliche Leben zu teilen. Das wird sein bei der Taufe, der Erstkommunion und der Firmung eines Kindes, bei der Hochzeit, bei der Beerdigung eines Angehörigen, aber auch an Weihnachten usw. Dieser Wunsch, der zunächst und vordergründig einfach der Wunsch nach einer „religiösen Dienstleistung“ ist, wird auch forthin die Gemeinden ausgiebig beschäftigen.

A4. Die Herausforderung der Pluralität

Vielfalt ist heute in Gesellschaft und Kirche eine gewichtige Realität. Es ist oft kaum mehr möglich, die unterschiedlichen Erwartungen an eine Pfarrgemeinde unter einen Hut zu bekommen. Auch die innerpfarrliche Pluralität von Frömmigkeitsstilen und Kirchenbildern ist manches Mal eine große Herausforderung.

Was die innerkirchliche Vielfalt anbelangt, steht die Kirche als eine Gemeinschaft, die grundlegend geeint ist in Jesus Christus, der sie um sich versammelt, immer wieder vor der Aufgabe, die erfahrene Vielfalt an persönlichen, spirituellen und theologischen Prägungen als Bereicherung und Potential für ihr Dasein und für ihren Auftrag zu erschließen. Das braucht heute vermehrt eine Kultur der gegenseitigen Wertschätzung und der authentischen Auseinandersetzung.

Die Bedeutung versöhnter innerkirchlicher Pluralität zeigt sich heute ganz neu auch im Blick auf die Sendung der Kirche zu allen Menschen. Soziolog/inn/en beschreiben gegenwärtig zehn gesellschaftliche (Sinus-)Milieus, d.h. Gruppen von Menschen, die sich in Lebensweise und Lebensauffassung ähneln, also verwandte Wertprioritäten, soziale Lagen und Lebensstile haben. In drei von diesen zehn Milieus ist die Kirche gut verwurzelt. In allen anderen – so hat die kirchliche Sinus-Milieu-Studie in Deutschland gezeigt – dominiert gegenüber der Kirche Desinteresse oder gar Ablehnung. So steht die Kirche einer Vielzahl unterschiedlicher Milieus mit teilweise konträren Erwartungen gegenüber. Und dass darunter ganze Gruppen von Menschen sind, für die das pfarrliche Leben fremd und unverständlich und deshalb uninteressant ist, weiß jede Pfarrgemeinde, wenn sie schaut, wer in ihr mitlebt oder Angebote in Anspruch nimmt.

Diese Pluralität ist eine Lebenswirklichkeit, die auf absehbare Zeit Gesellschaft und Kirche prägen wird. Angesichts der Sendung der Kirche zu allen Menschen stellt sich damit natürlich die Frage nach tragfähigen Brücken über die Gräben der Verschiedenheit hinweg.

A5. Die „Zwischenräume“

Der Begriff „Zwischenräume“ (M.N. Ebertz) steht für Lebensräume, Lebensbereiche und gesellschaftliche Teilsysteme, in denen die Kirche keine prägende, d.h. deutende und normierende Kraft (mehr) hat, die in diesem Sinn also „zwischen“ den pfarrgemeindlich geprägten „Räumen“ liegen. Es geht hier also nicht um Gruppen von Menschen, die nicht zur Kirche gehören oder das gemeindliche Leben nicht teilen. Gemeint sind beispielsweise der öffentliche Raum einer Stadt oder die Medienwelt oder der Schulbereich oder die Erwachsenenbildung oder der Bereich des im engeren Sinn Politischen oder das Gesundheitswesen, insofern diese Bereiche nicht von der Kirche geprägt und bestimmt sind. Die Soziolog/inn/en nennen die Herausbildung solcher „Zwischenräume“ „strukturelle Säkularisierung“.

Nun hat zwar die Kirche innerhalb einiger dieser „Zwischenräume“ eine Form der Präsenz halten oder auch neu schaffen können – Klöster, kategoriale Seelsorge, Erwachsenenbildung etc. – und doch kommen wir nicht an der Frage vorbei: Wie stellt sich der Auftrag der Kirche als „universales Heilssakrament“ für diese „Zwischenräume“ dar und was hat dieser Auftrag mit den Pfarrgemeinden zu tun?

A6. Weniger Priester, weniger Hauptamtliche, weniger ehrenamtlich Engagierte und weniger Finanzmittel

Dieses Weniger muss in allen Planungen realistisch einkalkuliert werden.

Der Kirche werden in unserer Diözese künftig weniger Priester, weniger hauptamtliche Theolog/inn/en, Diakone und Pastoralassistent/inn/en, weniger Ehrenamtliche und Aktive in den Pfarrgemeinden und weniger Finanzmittel zur Verfügung stehen. Das bewirkt eine deutliche Zuspitzung der Herausforderung, die Strukturen und Dienste in der Pfarrpastoral so zu gestalten, dass diese für die Beteiligten gut und im Sinne ihrer Berufung lebbar sind und zugleich die erforderlichen Dienste für die Pfarrgemeinden und ihre Entwicklungen gut abgedeckt werden.

[B. Deutungen und Handlungsoptionen:] Orientierungen im Übergang

Der Umgang mit den Veränderungen beginnt im Herzen und im Kopf, bei den Deutungen, den Einstellungen und den Haltungen den Situationen gegenüber, bei den Bildern, die wir uns machen über das, was ist und was sein soll.

B1. In den Veränderungen ereignet sich ein epochaler Übergang

Die dargestellten Wahrnehmungen der Entwicklungen im christlichen und kirchlichen Leben lassen eigentlich keinen Zweifel: Wir erleben weder einfach einen Abbruch, noch ist es die unveränderte Fortführung des Tradierten in einem veränderten Umfeld, noch ist es gänzlich ein Neuanfang. Es ist ein Übergang, ein epochaler Übergang, in dem vieles in einer transformierten Form in das Kommende aufgehoben wird, in dem manches zu Ende geht und in dem manch Neues beginnt. Im Gesamten wird eine gegenüber der klassisch volksskirchlichen Pfarrgemeinde, die wesentlich getragen und geprägt war von der Homogenität der Gesellschaft, epochal neue Gestalt von Kirche und Pfarrgemeinde hervorgehen.

B1.1. In einem epochalen Übergang gestalten: die Achtsamkeit kultivieren, Veränderungen akzeptieren, Chancen nützen

Die Aufgabe (zumindest) unserer Generation ist es, in einem Übergang zu gestalten. Diese Herausforderung ist groß. Sie ist spiritueller, theologischer, kommunikativer und struktureller Natur. Es braucht neben hellstichtigen pastoralen Optionen und hilfreichen Strukturen vor allem angemessene (spirituelle) Haltungen und den Mut, dem Leben, das sich in den Pfarrgemeinden den Weg bahnt, zu trauen und zu dienen.

In der Unübersichtlichkeit eines Übergangs braucht es als Erstes und Wichtigstes die Achtsamkeit für das Lebendige.

„Der Sohn Gottes [...] vollbringt auch heute sein Werk. Wir brauchen aufmerksame Augen, um es zu sehen, und vor allem ein großes Herz, um selber seine Werkzeuge zu werden.“ (NMI 58)

Diese spirituelle Haltung der Achtsamkeit wächst aus dem regelmäßigen Innehalten, dem Gebet, dem gemeinsamen Lesen in der Bibel, der Auseinandersetzung mit der Theologie und dem engagierten Dialog des gemeinsamen Suchens nach den Wegen, die sich das Reich Gottes in der Welt bahnt. Es wird nicht gehen, ohne immer wieder einmal aus dem Fluss des Alltags herauszusteigen und miteinander aus ein wenig Distanz die Vorgänge und Entwicklungen in den Blick zu nehmen und zu reflektieren. Wir müssen uns von manchen Dingen schlicht und einfach ein neues Bild machen, sie neu sehen und deuten lernen. Und wir werden aufmerksam lernen müssen, die alten Bilder auch in unserem alltäglichen Tun zu entkräften, damit sie nicht als verborgene Muster prägend bleiben. Dazu müssen unsere inneren Bilder und Gefühle in ihrer ganzen Ungleichzeitigkeit und Widersprüchlichkeit zur Sprache kommen können, damit neue Verständigung geschehen kann. Das erfordert Zeit und vor allem ein geistiges und spirituelles Klima, in dem Verschiedenheit erlaubt ist. Aber nur so werden wir zu gemeinsamen Zukunftsbildern kommen, die unserem Engagement Kraft und Orientierung geben. Dass diese

immer vorläufig bleiben und dass es immer auch mehrere solcher Zukunftsbilder gleichzeitig gibt, ist letztlich mit dem Wesen des pilgernden Gottesvolkes gegeben. Entscheidend ist, dass die Bilder uns nicht ideologisieren, sondern in unserer achtsamen Geistesgegenwart stützen.

Wir tun im Sinne einer Kultur der Achtsamkeit auch gut daran, uns von den Jugendlichen herausfordern zu lassen. In der Beziehung mit ihnen bleiben wir Zeitgenoss/inn/en, die bereit sind, ihren Glauben und das Evangelium immer wieder neu vom Heute her und auf das Heute hin zu entdecken.

Zur Achtsamkeit gehört an Übergängen auch der Mut zu Experimenten und die Bereitschaft, die Schritte zu gehen, die sich als Erfordernis zeigen. Karl Rahner hat einmal gemeint, im Zweifelsfall sollte man sich in unserer Zeit, in der die Kirche tendenziell immer in Gefahr ist, den Anschluss an das Leben und seine Wege zu verlieren, für das Wagnis entscheiden.

Eine oftmals gewichtige Erfahrung an Übergängen ist die Ohnmacht, Dinge zu planen und zu gestalten. Wer in einem Übergang agiert, tut dies als eigenständige Person innerhalb eines Geflechts vielfältiger und gegenseitiger Abhängigkeiten, also in einem konkret geprägten Gestaltungsraum. Die Bereitschaft, in dieser „Teilmächtigkeit“ (R. Cohn) jenseits von Ohnmachts- und Allmächtsphantasien eine Situation mitzugestalten, ist eine wichtige Voraussetzung für das Leben und schöpferische Arbeiten in Übergängen. Es ist dies zuinnerst auch eine spirituelle Herausforderung. Denn wie sollten wir anders das uns heute von Gott Anvertraute nützen, die erfahrenen Grenzen des Machbaren integrieren und immer aufs Neue bereit werden, das Künftige von Gott (und nicht von uns selber) zu erwarten und zu empfangen? Die Erfahrung, dass in der Ohnmacht Leben und Heil aufbrechen, ist per se spiritueller Natur.

Die gesellschaftlichen Entwicklungen akzeptieren und nützen

Die Veränderungen, die die Pfarrgemeinden derzeit beschäftigen, sind zu einem guten Teil bedingt und getragen durch mächtige Veränderungen im gesellschaftlichen Umfeld und im Lebensgefühl der Menschen. Vieles davon ist zumindest auf den ersten Blick dem pfarrgemeindlichen Leben abträglich. Aber es lohnt sich, genau hinzuschauen. Denn es gibt auch eine Reihe von gesellschaftlichen Trends, die dem pfarrlichen Leben auf neue Weise zuarbeiten: (in der heutigen globalisierten und virtualisierten Wirtschafts-, Berufs- und Freizeitwelt) die Sehnsucht nach Beheimatung am familiären Wohnort; (in einer durch „High-Tech“ geprägten Lebenswelt) das Bedürfnis nach intensiven personalen Erfahrungen, nach ganzheitlich Heilsamem u.a. Mit diesen Entwicklungen müssen wir uns verbünden. So zählen z.B. in der Seelsorge heute vor allem auch kleinräumige Kontexte, in denen die Hinwendung zum einzelnen Menschen konkret wird.

Weil es kein Zurück zum Früheren mehr gibt – das ist auch gut so –, gilt es für die Pfarrgemeinden, sich mit der gegenwärtigen gesellschaftlichen Situation zu versöhnen, das Lebensgefühl des heutigen Menschen zu akzeptieren und die neuen Chancen, die diese Veränderungen für das pfarrgemeindliche Leben mit sich bringen, zu ergreifen. Unser

„heilsoptimistisches“ Vertrauen, dass der Gott Jesu Christi der Gott aller Wirklichkeit ist, dem die Welt und ihre Geschichte nicht entglitten ist, wird uns darin tragen.

All diese Punkte lassen keinen Zweifel daran, was für die Zukunftswege der Pfarrgemeinden die unabdingbare Voraussetzung, gleichsam die Startbedingung ist: die persönlichen spirituellen Wege derer, die das pfarrgemeindliche Leben tragen, prägen und verantworten.

B1.2. Verlässliche Rahmenbedingungen schaffen

Planbarkeit und Kontinuität ermöglichen, Entwicklungen fördern

Auch in Übergängen braucht es zwischen den strukturierten Veränderungsprozessen Phasen der „Normalität“, in denen Dinge sich institutionalisieren und integrieren können. Und es braucht Formen der Verbindlichkeit. Das heißt dann auch, dass die pfarrlichen Übergänge eines verbindlichen diözesanen Rahmens bedürfen, der einerseits die erforderlichen Weiterentwicklungen ermöglicht und stützt, andererseits aber für die notwendige Kontinuität und Sicherheit sorgt und Situationen verhindert, in denen – beispielsweise bei einem Pfarrerwechsel – die bisherigen Etappen negiert und alle zurück an den Start oder sonst wohin geschickt werden. Die diözesanen Vorgaben für die Gestaltung der konkreten Situationen vor Ort sollen also:

- _ Planbarkeit für die Beteiligten ermöglichen,
- _ die Veränderungsprozesse für die Beteiligten vor Ort nicht zur Überforderung werden lassen,
- _ den möglichst konfliktarmen Wechsel von Priestern und Hauptamtlichen zwischen den Pfarren innerhalb der Diözese ermöglichen,
- _ Rollen ermöglichen, in denen die Priester, die Hauptamtlichen und die ehrenamtlich Engagierten gut und ohne strukturelle Überforderung leben und arbeiten können.

Solche Vorgaben und etwaige weitere Aufträge und Vorentscheidungen von Seiten der Diözesanleitung (z.B. Personal, finanzielle Ressourcen, Projektdauer) müssen in den Prozessen vor Ort klar und transparent kommuniziert werden.

Bisher wird in unserer Diözese eine sehr prozessorientierte Vorgangsweise gepflegt. (Vgl. die diözesane Richtlinie „Seelsorge im Kontext der Region“.) Ein regionaler Projektrat wird jeweils beauftragt, ein für die Situation und die handelnden Personen maßgeschneidertes Modell zu entwickeln. Die Vorteile dieser Vorgangsweise liegen auf der Hand und sollen erhalten bleiben. Die Vielzahl und zunehmende Komplexität der Regionalisierungsvorgänge, die durch die Individualität der Modelle bedingten Probleme bei einem Pfarrerwechsel und der Wunsch von vielen pfarrlich Verantwortlichen, auf die Zukunft hin planen und arbeiten zu können, markieren den Bedarf, in die prozessorientierte Arbeitsweise deutlicher einige diözesan verbindliche inhaltliche und strukturelle Orientierungen und Vorgaben einzutragen.

Die Nachhaltigkeit stützen

Im Sinne der Nachhaltigkeit der Prozesse ist darauf zu achten, dass die handelnden Personen mit den erforderlichen Beauftragungen ausgestattet sind, die Mitarbeitenden ausreichend befähigt und

begleitet werden und die Veränderungen durch konsequente öffentliche Kommunikation gestärkt werden.

B2. Der Grundbewegung des „aggiornamento“ folgen

Das Zweite Vatikanische Konzil hat für die Kirche die innere Grundbewegung, die ihr in der Moderne aufgegeben ist, als „aggiornamento“ beschrieben. Diese „Verheutigung“ meint die Aufgabe – sie ist immer zugleich auch ein Geschenk –, das Evangelium und den Glauben konsequent vom Heute her und auf dieses Heute hin zu entdecken und in diesem Horizont das kirchliche Leben zu gestalten. Auch noch 45 Jahre nach dem Konzil ist diese „Verheutigung“ die grundlegende Orientierung für das Verstehen und Gestalten in dem Übergang, der sich in den Veränderungsprozessen in den Pfarrgemeinden den Weg bahnt.

Das Konzil hat diesem Prozess der Verheutigung auch die entscheidende innere Ausrichtung und Bezogenheit gegeben: Die Kirche ist „in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1). Das „Heute“ ist also immer und zuerst „das Heute Gottes“. Was in einer Pfarrgemeinde geschieht, soll Dienst am Reich Gottes sein, („Hebammen-“)Dienst am Lebendigen, das Gott im Hier und Heute schenkt und wirkt. In diesem Sinne ist auch das Pastoralgespräch nichts anderes als der Versuch, unser pastorales Gestalten auf die sich zeigenden Grundbewegungen in den Pfarrgemeinden zu beziehen.

Dieses Unterfangen empfängt Ermutigung u.a. von den Vorgängen in der Diözese Poitiers, auf die heute viele, die an den kirchlichen Entwicklungen in Europa interessiert sind, schauen. Dabei darf man nicht hoffen, Modelle kopieren zu können – die Situation des kirchlichen Lebens in dieser Diözese im mittleren Westen Frankreichs unterscheidet sich zu sehr von der unseren. Was am Weg von Poitiers beeindruckt, ist, wie entschieden dort die Gestaltung der kirchlichen Strukturen an der Entwicklung des gemeindlichen Lebens ausgerichtet wird. Das aber ist die Herausforderung für jeden kirchlichen Veränderungsprozess, auch wenn er unter ganz anderen Voraussetzungen stattfindet als in Poitiers.

Offenkundig gewinnen in den gesamtkirchlichen Entwicklungen gegenwärtig nicht-pfarrliche Orte, Räume und Vorgänge für das kirchliche Leben an Gewicht und Bedeutung: Klöster, geistliche Bewegungen, Bildungshäuser, kategoriale Seelsorge- und Beratungseinrichtungen, Schulpastoral etc. Wenn wir im Pastoralgespräch die „Verheutigung“ auch in den Pfarrgemeinden suchen, dann ist das Ausdruck eines grundsätzlichen Vertrauens in die pfarrlichen Strukturen. Nicht in dem Sinne, dass es reicht, bei den Strukturen das eine oder andere nachzubessern und dann wird alles wieder wie es einmal war. Aber in dem Sinne, dass die bestehenden pfarrlichen Strukturen für das kirchliche Leben vor Ort nach wie vor eine gute und wichtige Stütze sind. Als solche verdienen sie Wertschätzung und Vertrauen, zugleich aber muss der Blick entschieden auf den Lebensstrom innerhalb dieser Strukturen gerichtet sein, damit die Entwicklung sich konsequent am Weg des Lebendigen ausrichten kann.

B3. Das gemeindliche Leben in seiner Entwicklung stützen

Die Art und Weise, wie in den vergangenen Jahrzehnten innerhalb der pfarrlichen Strukturen gemeindliches Leben gewachsen ist und auch heute wächst, gehört ins Zentrum unserer Aufmerksamkeit.

Vorab zur Begrifflichkeit. Die Begriffe Pfarre, Gemeinde, Pfarrgemeinde werden heute in der Literatur und in den Diskussionen zum Teil wieder deutlich voneinander abgegrenzt.

Der kirchenrechtliche Begriff „Pfarre“ bezieht sich primär auf die institutionelle Dimension der Zugehörigkeit zur Kirche vor Ort. Eine Pfarrei ist „eine bestimmte Gemeinschaft von Gläubigen, die in einer Teilkirche auf Dauer errichtet ist und deren Seelsorge unter der Autorität des Diözesanbischofs einem Pfarrer als ihrem eigenen Hirten anvertraut ist“ (c. 515 §1 CIC). Zur Pfarre gehören alle auf dem Gebiet wohnenden Katholik/inn/en.

In Abgrenzung vom Begriff Pfarre werden heute vielfach die gemeindlichen Lebensvorgänge, wie sie oben (A2.) beschrieben sind, dem Begriff „Gemeinde“ zugeordnet. Damit kommt allerdings nicht mehr zum Ausdruck, wie sehr diese Vorgänge mit den pfarrlichen Strukturen und Formen verwoben sind, und es wird dadurch auch die Assoziation einer relativ geschlossenen Kerngemeinde geweckt, was der Dynamik, Offenheit und Vielfältigkeit des gemeindlichen Lebens nicht entspricht. Deshalb wird in diesem Papier von „gemeindlichem Leben innerhalb der Pfarren“ anstatt von „Gemeinde“ gesprochen.

Und von Pfarrgemeinde sprechen wir, wenn wir uns umfassend auf die Strukturen und das Leben der Kirche vor Ort beziehen. Das entspricht auch der bei uns eingebürgerten und den Menschen vertrauten Sprachregelung.

B3.1. Gott zutrauen, dass er die (Pfarr-)Gemeinde baut

In dem gemeindebildenden Lebensstrom, den wir heute innerhalb unserer Pfarrgemeinden deutlicher sehen lernen, nimmt auch in der europäischen Kirche ein Vorgang Gestalt an, der in anderen Teilen der Weltkirche seit Jahrzehnten in Form der „kleinen christlichen Gemeinschaften“ das kirchliche Leben prägt. Die darin tragende und prägende Form der Gemeindebildung schließt sehr unmittelbar an die urkirchlichen Bilder an.

Die Apostelgeschichte beschreibt im Anschluss an die Pfingstpredigt des Petrus, wie sich in der frühen Kirche Gemeinde gebildet hat und worin das gemeindliche Leben bestanden hat: „Als sie das hörten, traf es sie mitten ins Herz [...] An diesem Tag wurden (ihrer Gemeinschaft) etwa dreitausend Menschen hinzugefügt. Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten.“ (Apg 2, 37-42). Genau davon haben wir doch oben gesprochen (vgl. A2): Die Frauen, Männer, Jugendlichen und Kinder, die heute das gemeindliche Leben teilen, wissen warum sie das tun. Letztlich weil es sie in irgendeiner Form „mitten ins Herz traf“: sei es, dass sie die Liebe Gottes als eine tragende, heilsame und befreiende

Kraft erfahren haben; sei es, dass die Faszination Jesu Christi und seines Evangeliums sie erfasst hat; sei es, dass sie sich dem Guten, dem Wahren und dem Schönen zuwenden wollen und dafür in der Pfarrgemeinde einen guten Rahmen finden. Auch wenn es nicht alle explizit so sagen, aber wer sich heute im pfarrgemeindlichen Leben engagiert, dem ist das Christliche in seiner Motivation nicht gänzlich fremd. Entscheidend ist nun, dass *wir* die Menschen, die gemeindlich mitleben, so sehen (lernen): *Gott*, und niemand anderer, hat sie der Gemeinschaft „hinzugefügt“, es ist letztlich ihre „Berufung“, das gemeindliche Leben aus freien Stücken zu teilen und entsprechend ihren Charismen und Möglichkeiten mitzugestalten und so Verantwortung für die Kirche vor Ort zu übernehmen: im Kirchenchor, in einem Arbeitskreis, in einem Gremium, in der Sakramentenvorbereitung, in einer ökologischen Initiative, im Bibelkreis oder sonst wo.

Das führt uns neu hinein in die Grundhaltung, die dem kirchlichen Gestalten mehr entspricht als jede andere: Das Wissen, dass es letztlich allein Gott ist, der die (Pfarr-)gemeinde baut, und das Zutrauen, dass es so, wie *er* es tut, gut ist. Die immer wieder neue „Bekehrung“ zum Empfangen und zur Dankbarkeit ist für die kirchliche Arbeit ein Konstitutivum, das heute neu in den Vordergrund tritt. Das „Licht der Völker“ ist Jesus Christus (LG 1) – und niemand und nichts anderes; auch die Kirche ist es nur insofern und insoweit sie auf *ihn* verweist – so bringt es das Zweite Vatikanische Konzil auf den Punkt. Die missionarische Kraft der Kirche, Menschen zu versammeln, hängt heute an der Erfahrung, dass sich bei und in ihr die heilende und befreiende Liebe Gottes erschließt. *Er*, Gott, das absolute Geheimnis der Liebe, fügt Menschen der Gemeinschaft hinzu.

Von den Pfarrgemeinden ist heute nicht mehr und nicht weniger gefordert als das Zutrauen in die Substanz unseres Glaubens und des kirchlichen Lebens: in das Evangelium und die Liebe Christi als einer Kraft, die auch heute Menschen berührt, frei macht, für sich gewinnt und versammelt. Das Ganze hat natürlich auch eine entlastende Funktion, es bringt uns weg vom Immer-mehr-leisten-Müssen, weil es uns von der gottlosen Phantasie befreit, dass wir es sind, die das bestehende System Kirche retten müssen.

B3.2. Vertrauen in die Charismen wagen

Das Zutrauen in die Menschen, die bereit sind, sich für die Kirche vor Ort zu engagieren, ist in den Pfarrgemeinden ein Gebot der Stunde. Dabei trägt uns das Vertrauen, dass die Charismen, die Gott einer Gemeinde schenkt, für die jeweilige Situation gerade die richtigen sind.

Das gemeindliche Leben in unseren Pfarrgemeinden tragen Menschen – so können und sollten wir sie sehen –, die als von Gott Berührte, als „Berufene“ das ihre, d.h. ihre Zeit, ihre Energie und ihre Charismen, das, was sie gerne tun und gut können, für die Welt und die Kirche beitragen. Sie sind nicht nur Empfänger/innen pastoraler Dienste, sondern auch Subjekt der Pastoral, die sie mitverantworten, mitgestalten und mittragen. Sie bilden eine „Pastoralgemeinschaft“. Dass ihnen gegenüber das Vertrauen in ihre Charismen die einzig angemessene Haltung ist, liegt auf der Hand.

Dieses Vertrauen ist auch der Königsweg für die **Konzentration in der pfarrlichen Arbeit**, die heute vielerorts gesucht wird. Was vor 20 oder 30 Jahren noch selbstverständlich was, dass nämlich die Pfarrgemeinde – genauer gesagt: der Pfarrer – zumindest in religiösen Belangen, noch für alle alles sein konnte, ist heute nicht mehr möglich. Zu vielfältig ist das Leben und zu komplex sind damit die Ansprüche an die pastorale Arbeit. In dieser Situation dürfen und müssen wir uns konzentrieren. Wir müssen lernen, das Unverzichtbare, das Notwendige, das Sinnvolle und das Mögliche zu unterscheiden. Die Frage ist, wie das geschehen kann.

Sicher ist, dass diese Prozesse der Unterscheidung eine spirituelle Dimension haben müssen. Sie stellen nämlich letztlich auch die Frage nach der konkreten **„Berufung“ einer Pfarrgemeinde**. Was ist der Auftrag der Pfarrgemeinde hier und heute, wozu berufen uns das Evangelium und der Geist an diesem Ort? – das ist die entscheidende Frage. Entsprechend können die Schwerpunkte in verschiedenen Gemeinden unterschiedlich sein und angesichts der Vielfalt der Lebenswelten werden sie es sogar sein müssen.

Inhaltliche Orientierung auf dem Weg der Konzentration werden die Praxis Jesu, aber auch die Grundvollzüge pfarrlichen Lebens sein:

- _ die missionarische Verkündigung des Evangeliums;
- _ das gemeinschaftliche Gebet und liturgische Feiern;
- _ die Nächstenliebe, die heute selbstverständlich auch das gesellschaftlich-politische Engagement für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung umfasst.

Im Letzten aber dürfen wir den Mut haben, uns an den Anliegen und Begabungen der Menschen auszurichten, die sich in der Gemeinde einbringen, an dem also, was sie gut können und von Herzen tun wollen. Das schließt nicht aus, sondern ein, dass Charismen, die dem Einzelnen gegeben sind, sich in der Gemeinde und in der Auseinandersetzung mit dem konkreten Umfeld und seinem „Ruf“ schärfen und klären müssen.

B3.3. Auf die Kompetenz der „Mystagogie“ bauen

Die Gestalt heutigen Christseins als ein Christsein aus der Erfahrung der Liebe Gottes, die Art und Weise, wie gemeindliches Leben sich heute entwickelt, und die Sehnsucht vieler Menschen nach spiritueller Erfahrung weisen alle in die selbe Richtung: Die Pfarrgemeinde muss ein Ort der „Mystagogie“ sein, d.h. im Kontakt mit der Pfarrgemeinde soll für einen Menschen sein Leben auf die erfahrene Liebe Gottes hin transparent werden. Auf diese Kompetenz können wir bauen.

Menschen machen die Erfahrung der Liebe Gottes auf sehr unterschiedliche Art und Weise und mehr oder weniger ausdrücklich mitten in dem, was ihnen ihr Leben zuspield und zumutet: in der Erfahrung geschenkter Hoffnung, in der Erfahrung geschenkten Loslassens, in der Erfahrung geschenkter Freude und Gelassenheit, in der Erfahrung des Teilens und der Solidarität, in der Erfahrung, dass das Gute unbedingt einfordert, in der Erfahrung, dass man auf Jesus ganz setzen, sich ihm bedingungslos anvertrauen kann usf. Die Pfarrgemeinde, die in der Eucharistie und in den anderen Sakramenten die wirksame Liebe Gottes, die einem jeden Menschen ohne Vorbehalt

gilt, als ihre eigentliche und gegenwärtige Mitte feiert, muss heute in aller Deutlichkeit ihre Kompetenz als Ort der „Mystagogie“ in diese Erfahrung zur Geltung bringen.

Es beginnt damit, wie wir uns selber und die Menschen, die sich in der Gemeinde engagieren, sehen und verstehen.

Das schließt nochmals an die Überlegungen unter B3.1 an. Angemessen und auch der Entwicklung des gemeindlichen Lebens dienlich ist es, wenn wir uns und die Menschen, die bereit sind, etwas mitzugestalten und mitzutragen, sehen als Gläubige, die aus ihrer Glaubenserfahrung heraus Mitverantwortung für die Kirche vor Ort übernehmen und in ihrem Dienst ein Stück Berufung leben – und nicht nur als Mithelfende oder Funktionäre, die im System Kirche irgendwelche vom System geforderte Dienstfunktionen übernehmen und aufrecht erhalten. Damit ernst zu machen heißt auch, dass in den Gremien und Arbeitsgruppen nicht nur auf die Organisation bezogene „Funktionärgespräche“ geführt werden, sondern dass wir auch immer wieder miteinander im Gespräch darüber sind, was unser Engagement mit unseren Glaubenserfahrungen und –einsichten und mit dem Evangelium Jesu Christi zu tun hat.

Die Pfarrgemeinde als gastfreundlicher Lernort für den Glauben

Das muss für die, die das pfarrliche Leben bereits mittragen, ebenso gelten wie für die, die neu hinzu kommen. Der christliche Glaube ist heute ein Weg, er muss sich in der Verschränkung von spiritueller Erfahrung, theologischem Wissen, sakramentalen liturgischen Feiern und dem Einüben einer Lebensgestaltung nach dem Bild Jesu Christi ein Leben lang immer aufs Neue vertiefen und entfalten.

Insbesondere soll ein Mensch, der Interesse am christlichen Glauben entwickelt, in einer Pfarrgemeinde mitleben und dabei lernen können, was es heißt, als Christ/in zu leben und zu wachsen. Das setzt voraus, dass wir auch an der Auskunfts-fähigkeit über unseren Glauben und über das, was uns als Gemeinde verbindet, arbeiten.

Ein angemessenes Selbstvertrauen als Pfarrgemeinde und als Gläubige

Der „mystagogischen“ Kompetenz einer Pfarrgemeinde entspricht auch ein angemessenes Selbstvertrauen. Wir müssen und dürfen uns durch die mit dem gegenwärtigen Übergang in manchen Bereichen verbundene Erfahrung des quantitativen Weniger nicht zu „Verlierer/innen“ machen und stempeln (lassen). Denn es war nie und ist nicht unser eigentlicher Auftrag, ein bestimmtes Pfarrsystem aufrecht zu erhalten, das offensichtlich in manchen Aspekten vergehen darf.

Gerade in dem Übergang, der uns heute zugemutet und geschenkt ist, tritt neu und in aller Deutlichkeit und Klarheit unsere eigentliche Identität zutage, nämlich die Identität von erfahrenen und berufenen Zeug/inn/en Christi, die miteinander und voneinander entdecken und lernen, was das Evangelium heute konkret bedeutet. Diese Identität steht in einer beschenkenden Erfahrung und ist als solche unabhängig von Quantitäten. Wir haben ganz unabhängig davon, ob wir zu Tausenden oder nur noch zu zweit oder zu dritt sind, kein Verlierer/innen-Image zu pflegen, sondern das Selbstbewusstsein einer Gemeinschaft von Zeug/inn/en der (auf alle Menschen und

auf alle Wirklichkeit hin entgrenzten) Hoffnung durch, mit und in Christus, die uns geschenkt ist und uns beseelt. Diese Hoffnung steht in sich selber und hängt in ihrer Gewissheit und Fröhlichkeit nicht an äußerer Zustimmung und statistischen Entwicklungen.

B4. Für die „Pilger/innen“ eine gastfreundliche „Herberge“ („Atem-Räume“) sein

Wie gehen wir mit der Tatsache um, dass es viele der Pfarre zugehörige Menschen gibt, die sich anlässlich besonderer Ereignisse in ihrem (Familien-)Leben mit dem Wunsch nach Ritualen und Segen an den Pfarrer und seine Mitarbeiter/innen wenden, aber das gemeindliche Leben nicht teilen?

Die erste und entscheidende Frage lautet: Als was sehen wir diese Pfarrangehörigen? Manchmal neigen wir dazu, in ihnen „Kirchenferne“ zu sehen, die etwas in Anspruch nehmen, für das sie zu wenig geben, weil sie in ihrer „Dienstleistungs-Mentalität“ unser eigentliches Angebot ausschlagen, nämlich eine verbindliche Beziehung mit der Pfarrgemeinde. Wirklich hilfreich scheint diese Deutung aber nicht. Tendenziell lässt sie die pfarrgemeindlich Engagierten mit dem Gefühl zurück, vergeblich zu arbeiten. Und sie trägt auch nicht zu jener missionarischen Atmosphäre bei, in der Menschen sich gerne dem gemeindlichen Leben anschließen.

Die französische Soziologin D. Hervieu-Léger führt in diesem Zusammenhang die Kategorie der „Pilgerin“ / des „Pilgers“ ein. Jedes christliche Leben ist eine Pilger/in-Existenz, unterwegs auf Pfaden, die gepflastert sind mit den Gaben und Aufgaben des Lebens, und beseelt von dem je größeren Gott, der als der geheimnisvolle Begleiter immer auch das noch ausständige Ziel des Pilgerns ist. Neben den Frauen, Männern und Jugendlichen, deren „Berufung“ es ist, das gemeindliche Leben zu teilen und mit ihren Charismen mitzutragen, gibt es in unserer Pfarrgemeinden die Menschen, die nur punktuell mit der Pfarre in Kontakt sind, nämlich meistens dann, wenn sie den Segen Gottes oder rituelle Begleitung für eine bestimmte Lebenssituation suchen. Lässt sich nicht die Art und Weise, wie sie ihre Zugehörigkeit zur Institution Pfarre konkret leben, auch als eine Ausprägung ihres „Pilger/innen-Daseins“ verstehen? Dieses „Pilger/innen-Dasein“, das wir alle teilen und das uns verbindet, leben sie – anders als diejenigen, die gemeindlich mitleben – auch in der Gestaltung ihrer pfarrlichen Zugehörigkeit. Sie schätzen die Pfarrgemeinde als Ort der Einkehr und der Stärkung, sehen es aber nicht als ihre „Berufung“, sich dort niederzulassen und das gemeindliche Leben intensiver zu teilen. Die Pfarrgemeinde ist für sie eben eine „Pilger/innen/herberge“, möglicherweise eine neben mehreren anderen kirchlichen „Herbergen“. Ein „Atem-Raum“, wo sie aufatmen können, Hoffnung schöpfen und Kraft tanken.

Wenn wir in diesen Pfarrangehörigen „Pilger/innen“ sehen können, dann wird der Dienst der Pfarre ihnen gegenüber zu einem Dienst der Gastfreundschaft. Dabei brauchen wir nicht unsere Erfahrung verheimlichen, dass im pfarrgemeindlichen Leben jenes Geheimnis, das das Ziel aller Pilgerwege ist, schon anwesend ist. So können die gemeindlich Engagierten gut und gerne und als frohe Geber/innen geben, was zu geben der Auftrag der Kirche ist, und können darauf vertrauen, dass Gott ihrer Gemeinschaft diejenigen hinzufügt, deren Berufung es ist, einen Ort der Einkehr in der Jesus-Tradition nicht nur ab und zu zu besuchen, sondern auch zu pflegen. Und sie werden so

auch immer wieder erfahren, dass das, was diese „Pilger/innen“ in die gemeindlichen Lebensräume hinein tragen, die Pfarrgemeinde bereichert.

Vieles spricht für diese Sichtweise. Vor allem **der jesuanische Auftrag**. Er hat Menschen, die mit dem Wunsch nach Heilung und Befreiung von Dämonen auf ihn zugekommen sind, nicht abgewiesen weil diese nicht von vornherein in seinen engsten Nachfolge-Kreis eintreten wollten. Zudem zeigen sich die gastfreundlichen Begegnungen mit den kirchlichen „Pilger/inne/n“ heute als sehr wirksame Orte der (neu-evangelisierenden) Gemeindebildung, an denen immer wieder Frauen und Männer ihre Berufung entdecken, in der Pfarrgemeinde intensiver mitzuleben und deren Auftrag (z.B. in der Sakramentenvorbereitung) mitzutragen.

Im Gesamten ist diese Sicht natürlich der Abschied oder zumindest eine deutliche **Differenzierung des Bemühens**, das die pfarrgemeindliche Arbeit der 80iger- und 90iger-Jahre bestimmt hat, nämlich **Pfarrten als Ganze in Gemeinden überzuführen**. Heute müssen wir wohl entschiedener sagen: Es zählt auch im Blick auf die konkrete Gestaltung der Zugehörigkeit zur Pfarre, dass jede/r ihre/seine Berufung lebt, und dann sind offensichtlich unterschiedliche Formen dieser Zugehörigkeit möglich und legitim und verdienen unsere Wertschätzung.

In der Pfarrgemeinde eine Kultur der Gastfreundschaft pflegen

Wenn wir dieser Sicht der Dinge folgen, dann ist damit zuallererst die Herausforderung verbunden, in den Pfarrgemeinden eine wirkliche **Kultur und Kompetenz der Gastfreundschaft** zu pflegen, sodass wir den Menschen, die sich mit dem Wunsch nach einem Ritual und nach Segen an uns wenden, respektvoll, interessiert und (theologisch, mystagogisch und liturgisch) kompetent begegnen.

Eine solche Kultur der Gastfreundschaft und des Interesses am anderen Menschen ist für eine Pfarrgemeinde keine Fleißaufgabe, sondern stellt ein **inneres Moment jeder christlichen Spiritualität** dar. Sie ist eine Gestalt der Nächsten- und Gottesliebe – wissen wir doch, dass der Gott, der uns als Kirche versammelt, uns in jedem anderen Menschen entgegen kommt und aufsucht. „Wer Gastfreundschaft übt, bewirbt Gott“, sagt ein israelisches Sprichwort. Gott, der liebende „Ich-bin-da“, ruft uns in der Begegnung mit jedem Menschen zu einer Begegnung mit ihm selber, mit *ihm*, der immer neu und überraschend bleibt. Wie aber sollte dann christliches Leben auskommen können ohne das achtsame und engagierte Interesse am anderen Menschen, an dem, was Gott in dessen Leben wirkt, und womit er uns in dieser Begegnung beschenken und herausfordern will? Klaus Hemmerle, der ehemalige Bischof von Aachen, hat diese Haltung einmal für die kirchliche Jugendarbeit so formuliert: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ Für die Augen des Glaubens gibt es keine wirklich Fremden, sondern nur Pilger/innen auf sehr unterschiedlichen Wegen, die alle gezogen sind von dem Einen, der in ihrem Leben bereits als das Ziel aller Wege anwesend ist. Die eigentliche Gretchenfrage an uns lautet: Vertrauen wir, dass wir in der Begegnung mit dem anderen, dem Fremden, unseren eigenen Glauben tiefer entdecken können?

Eine Kultur der Gastfreundschaft, der Wertschätzung und des Interesses lässt sich letztlich nicht herstellen. Sie ist eine gott-geschenkte und in diesem Sinne spirituelle Grundhaltung, die es einübend zu empfangen gilt. Die Frage ist, durch welche Strukturen, liturgischen Formen und Abläufe wir in unseren Gemeinden in den geschenkten Haltungen der Gastfreundschaft, der Wertschätzung und des Interesses am Leben und an den Menschen gestützt werden. Es wäre doch schön, wenn es das Image unserer Pfarrgemeinden wäre, dass sie Orte der Gastfreundschaft, des ehrlichen Interesses an den Menschen und der respektvollen Begegnung auf Augenhöhe sind.

Die große heutige Herausforderung für die Gastfreundschaft in den Pfarrgemeinden ist die Pluralität der gesellschaftlichen Milieus. Die Grenzen und teils tiefen Gräben zwischen diesen Milieus verlaufen entlang der Wertprioritäten, der Lebensstile und dem, was Menschen als schön empfinden. Wenn die Gastfreundschaft entsprechend der Sendung einer Pfarrgemeinde gegenüber Menschen aus allen Milieus funktionieren soll, dann ist das auf alle Fälle eine Anforderung an die Ästhetik, an die kommunikative Anschlussfähigkeit der handelnden Personen an die verschiedenen Milieus – und damit auch an die Personalauswahl und Personalentwicklung –, aber auch an die Kraft der Grundhaltungen der Gastfreundschaft.

~~Konkret wird die Gastfreundschaft, in dem sie in und für konkrete Vollzüge des pfarrgemeindlichen Lebens entdeckt und durchbuchstabiert wird, von der Information auf dem Anrufbeantworter im Pfarrsekretariat bis zur sonntäglichen Eucharistiefeyer. Viele mit der Haltung der Gastfreundschaft verbundene Fragen bündeln sich wie in einem Brennpunkt in der Sakramentenpastoral, sodass die Zuwendung zu diesem Bereich besondere Nachhaltigkeit verspricht.~~

Wertschätzung und Interesse als Brücke zu den „Fremden“

Diese Grundhaltungen der Gastfreundschaft sind auch dort der Schlüssel, wo wir aktiv missionarisch auf Menschen zugehen. Es gibt heute ganze Gruppen von Menschen, die dem pfarrlichen Leben uninteressiert gegenüber stehen, weil es ihnen fremd und unverständlich ist. Gerade junge Frauen erleben vielfach eine große Kluft zwischen ihrer eigenen Lebenskultur und der Kirche, die dann zu einer Art „Gegenwelt“ wird. So ist eine der großen Fragen: **Wie gewinnen Menschen heute Interesse an einer Pfarrgemeinde?** Die Spur, die den Weg weist, ist die, dass das Interesse am Gegenüber oftmals dessen Interesse weckt. Unser Interesse am Leben der Menschen ist die Saat für ihr Interesse am gemeindlichen Leben und damit die tragfähigste Brücke hin zu ihnen. Mit dem Interesse an den anderen werden auch unsere Bereitschaft und die Fähigkeit wachsen, uns als Pfarrgemeinde mit den Augen der anderen zu sehen und uns die Frage zu stellen, was wir beitragen können, damit sich ihnen das Evangelium von der Liebe Gottes erschließt.

Schließlich ist ein wichtiger Aspekt auch noch die Bedeutung dieser Grundhaltungen im Blick auf die **innerkirchliche Pluralität**. Gastfreundschaft, Respekt, Wertschätzung und Interesse sind nicht nur eine Brücke hin zu anderen Milieus außerhalb der Kirche, sondern auch zwischen den verschiedenen Gruppen innerhalb der Kirche. Wir sind eins, weil wir von Gott in dem einen Leib Christi verbunden sind. Also gibt es auch bei den jeweils anderen ein Stück des Reiches Gottes zu entdecken. Das gegenseitige Interesse und der Respekt füreinander können blockierende

Polarisierungen in Richtung einer lebendigen Einheit überwinden, in der die zugemutete Verschiedenheit eine Bereicherung darstellt. Ebenso werden diese Grundhaltungen die ökumenischen und interreligiösen Beziehungen stärken.

Konkret wird die Gastfreundschaft, in dem sie in und für konkrete Vollzüge des pfarrgemeindlichen Lebens entdeckt und durchbuchstabiert wird, von der Information auf dem Anrufbeantworter im Pfarrsekretariat bis zur sonntäglichen Eucharistiefeier. Viele mit der Haltung der Gastfreundschaft verbundene Fragen bündeln sich wie in einem Brennpunkt in der Sakramentenpastoral, sodass die Zuwendung zu diesem Bereich besondere Nachhaltigkeit verspricht.

B5. Für missionarische Präsenz des Evangeliums in den „Zwischenräumen“ sorgen

So weit es uns möglich ist, ist es als „Zeichen und Werkzeug“ der universalen und wirksamen Liebe Gottes unser missionarischer Auftrag, in den „Zwischenräumen“ (vgl. oben A5) das Evangelium von der Liebe Gottes, die allen Menschen gilt, immer aufs Neue und lebensraumdifferenziert als eine berührende, versammelnde und sendende Kraft präsent zu setzen. Dafür wird vielfach die gut evaluierte Projektarbeit die angemessene Form sein. Es geht aber auch um die Gestaltung von Formen dauerhafter Präsenz, wie es beispielsweise Kirchenräume und Klöster im öffentlichen Raum, kirchliche Bildungshäuser in der Erwachsenenbildung, die Krankenhauseelsorge im Gesundheitssystem, der Religionsunterricht im Schulsystem oder das Kirchenblatt in der Printmedien-Landschaft sind.

Diese Arbeit braucht entsprechende Strukturen und die erforderlichen Ressourcen. Und sie muss durch eigene Charismen getragen sein, eben jene der missionarischen Präsentsetzung des Evangeliums in den pfarrlich „fremden“ „Zwischenräumen“. Manches werden Pfarrgemeinden einzeln oder in Kooperation (z.B. in einer Seelsorge-Region) abdecken. Vor allem in größeren Räumen aber wird diese Form der missionarischen Pastoral von einer eigenständigen, mit den Pfarrgemeinden konstitutiv vernetzten Struktur getragen sein müssen.

[C. Für die zweite Gesprächsphase:] Leitung, Überpfarrliches und Gottesdienstordnungen

Der zweite Abschnitt des Pastoralgesprächs wird sich vor allem den Fragen widmen, wie Leitung für die Pfarrgemeinden künftig mit weniger Priestern und gleichzeitig deutlich erweiterten Anforderungen an den Leitungsdienst organisiert werden kann und in welchen Strukturen Pfarrgemeinden zusammenarbeiten können und müssen. Eine wesentliche Facette dieser Fragen sind die Gottesdienstordnungen in pfarrübergreifenden Kontexten.

An dieser Stelle soll nun lediglich festgehalten werden, was das bisherige Gespräch bereits als Ertrag für diese Fragen ergeben hat. Konkret: Welche Anforderungen an die Leitungs- und Strukturmodelle ergeben sich aus den bisherigen Einsichten? Dass es solche gibt, ist klar, denn die kirchlichen Strukturen und Ämter müssen sich gerade bewähren, indem sie das pfarrgemeindliche Leben und dessen Grundbewegungen stützen.

C1. Anforderungen an den Leitungsdienst in den Pfarrgemeinden

Pfarrgemeinden brauchen Leitung. Das Engagement der Vielen gemäß ihren Charismen und Berufungen in einer „Pastoralgemeinschaft“ ist nicht die Alternative zur Leitung, sondern braucht kompetente Leitung.

C1.1. Der mit dem Weiheamt verbundene Leitungsdienst

Mit dem Leitungsdienst in einer Pfarrgemeinde verbinden sich heute viele Managementanforderungen. Selbstverständlich gilt es diesen in kompetenter Weise gerecht zu werden. Aber für eine Pfarrgemeinde, die vor Ort „Zeichen und Werkzeug“ des Wirkens Gottes ist, die sich entwickelt, indem *Gott* Menschen hinzufügt und deren innerstes Lebensprinzip Gott selber ist, hat Leitung darüber hinaus eine genuin theologische Dimension, die mit dem Weiheamt verbunden ist. Insofern ist es wichtig, das Leitungsverständnis nicht im Sinne von Management zu verkürzen.

Dieser mit dem Weiheamt verbundene Leitungsdienst für eine Pfarrgemeinde ist die Aufgabe, für die/den Einzelne/n und die Gemeinschaft immer aufs Neue **mystagogisch den Bezug zum zuvorkommenden Wirken Gottes zu eröffnen**. Das geschieht zuallererst in der Feier der Eucharistie und der anderen Sakramente, im Hören auf das Wort Gottes, im seelsorglichen Gespräch, in der spirituellen Begleitung der Teams, im Erbitten von Segen usw.

C1.2. Im Dienste des Lebendigen und seiner Entwicklung

Der Leitungsdienst steht in einer Pfarrgemeinde heute unter dem Anspruch, Dienst am Lebendigen und seinen sich zeigenden Grundbewegungen zu sein (vgl. B1 bis B5).

Im Blick auf das gemeindliche Leben, wie es sich heute entwickelt, ist Leitung vor allem der **Dienst an den Berufungen und Charismen** derer, die zu diesem gemeindlichen Leben beitragen. Nicht um das Verwalten von pfarrlichen Funktionären und Helfer/innen geht es heute beim Leiten einer Pfarrgemeinde, sondern um das Begleiten von Gläubigen im Zutrauen in ihre Berufungen und Charismen. Leiten heißt hier zu inspirieren, zu entdecken, zu befähigen, zu ermutigen und zu stärken. Dass dieser Dienst des Leitens eine wesentlich andere Aufgabe ist als die am Modell der Versorgung orientierte Leitung einer volkswirtschaftlichen Pfarrgemeinde liegt auf der Hand. Oswald Hirmer, der Bischof der Diözese Mthatha, der Heimat von Nelson Mandela, bringt es auf den Punkt: „Früher haben die Menschen gesehen, dass der Pfarrer nicht alles alleine kann. Sie haben ihn unterstützt. Heute ist es so, dass der Pfarrer der Helfer der Leute ist. Er hilft ihnen, dass sie ihre Berufung entdecken und leben können. ... Ich fühle mich in dieser Rolle des ‚Befähigers‘ sehr wohl. Niemand will mir etwas von meinem Amt wegnehmen. Keiner stellt meine priesterliche oder bischöfliche Identität in Frage. Ich bin durch die Menschen reichlich beschenkt ... Es ist schön, Menschen in ihrem Glauben stark zu machen und ihre Kompetenzen zu fördern.“ Das heißt nichts anderes, als dass für den Leitungsdienst in einer Pfarrgemeinde eine im weiteren Sinne verstandene **Berufungspastoral** ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt.

Der Leitungsdienst muss aber auch auf die Anforderung hin reflektiert werden, dass Pfarrgemeinden gastfreundliche „Herbergen“ für die „Pilger/innen“ sind. Leitung bedeutet hier die Verantwortung für die Kultur und Kompetenz solcher Gastfreundschaft. Dabei geht es um spirituelle Prozesse, um die Einbindung der entsprechenden Charismen, um die Entwicklung der erforderlichen pastoralen Kompetenzen, um die Begleitung der Pastoralteams, die die „Dienstleistungen“ tragen, aber auch um strukturelle Aspekte, beginnend bei der gut organisierten Auffindbarkeit und Erreichbarkeit der Pfarrgemeinde bis hin zur professionellen Matrikenverwaltung.

Schließlich verbindet sich mit der Leitungsanforderung auch die Aufmerksamkeit für die missionarische Präsenz des Evangeliums in den „Zwischenräumen“. Das betrifft viele gemeindliche Vollzüge, die in diese „Zwischenräume“ hineinreichen und in dieser Dimension gestaltet werden wollen. Und es geht um die strukturierte Vernetzung mit den nicht-pfarrlichen Einrichtungen, Projekten und Initiativen in den „Zwischenräumen“.

C1.3. Ein kooperativer Dienst

Die Leitung einer Pfarrgemeinde wird künftig noch deutlicher, als das heute schon der Fall ist, ein **kooperatives Geschehen** sein, also im Miteinander von Priestern und an Leitungsaufgaben in der Pfarrgemeinde beteiligten Diakonen, Pastoralassistent/inn/en und ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen geschehen.

Einen wichtigen Beitrag zur Leitung wird dabei zum einen der **Pfarrgemeinderat** als ein zentrales Gestaltungs- und Koordinationsgremium leisten, das gemeinsam mit dem zuständigen Pfarrer auch die Gesamtentwicklung der Pfarrgemeinde im Blick hat. Und zum andern der **Pfarrkirchenrat**, der für eine kompetente Verwaltung Sorge trägt.

C1.4. Kompetente Verwaltung

Eine Pfarrgemeinde braucht kompetente Verwaltung im Bereich der Organisation, des Finanziellen und des Rechtlichen. Die Verantwortlichkeiten müssen dabei so organisiert werden, dass dadurch die im engeren Sinn pastoralen Ressourcen nicht übergebührend in Beschlag genommen werden. In diesem Bereich gilt es, bestehende Versuche und Erfahrungen in unserer Diözese und darüber hinaus auszuwerten und weitere, v.a. auch regionale Modellversuche zu installieren.

C1.5. Erfordernis diözesaner Personalentwicklung

Mit den überaus vielschichtigen Anforderungen an den Leitungsdienst in den Pfarrgemeinden verbindet sich das Erfordernis einer strategischen Personalentwicklung, die die spirituelle Dimension ebenso im Blick hat wie die persönliche, die kommunikative und die theologische und auch die erforderlichen „handwerklichen“ Kompetenzen des Führens. Das Anforderungsprofil an die verschiedenen Dienste wird sich durch die Klärungen im zweiten Abschnitt des Pastoralgesprächs noch konkretisieren. Auf dieser Grundlage kann und muss dann das Konzept für die Personalentwicklung erarbeitet werden.

C2. Überpfarrliche Strukturen

C2.1. Not-Lösung Seelsorge-Region, der Mehrwert des Überpfarrlichen und die Orientierung „raumgerechter Pastoral“

Die Seelsorge-Regionen sind die erste Ebene der überpfarrlichen Strukturen. Diese Kooperationsstrukturen entstehen bisher im Normalfall als eine diözesan verordnete Not-Lösung, wenn aufgrund des Priestermangels einem Priester für mehrere Pfarrgemeinden die Hirtensorge übertragen werden muss. Sie lösen Not, tragen unter mancherlei Rücksicht aber auch den Charakter einer Notlösung an sich. In der Entwicklungsphase werden sie von regionalen Pfarrbegleiter/inne/n oder Gemeindeberater/inne/n begleitet, die auch darauf achten, dass wirklich und spürbar Probleme gelöst werden und die Qualität der Zusammenarbeit zum Tragen kommt.

In der gemeinsamen Arbeit in den Seelsorge-Regionen zeigt sich dann meist auch ein Mehrwert der Kooperation über die vordergründige Not-Lösung hinaus. Auch gibt es in manchen Städten und Regionen unserer Diözese überpfarrliche Kooperationen, die ohne den unmittelbaren Druck des Priestermangels entstanden sind und die neben der Vorbereitung auf die sich abzeichnende Situation mit weniger Priestern vor allem diesen Mehrwert der Zusammenarbeit erschließen wollen.

Zweifelsohne gibt es heute eine ganze Reihe von pastoralen Vollzügen und Verwaltungsanteilen, die von der Sache her angemessen und sinnvoll überpfarrlich koordiniert, in Kooperation

wahrgenommen oder für die Pfarrgemeinden von einer subsidiär arbeitenden überpfarrlichen Struktur übernommen werden.

Gemeinsame Lernkontexte

Vernetzung eröffnet für die einzelnen Pfarrgemeinden vielfach fruchtbare Lern- und Entwicklungskontexte, z.B. in Form von gemeinsamen PGR-Klausuren. Auch im Pastoralgespräch leuchtet diese Erfahrung, dass sich gemeinsam leichter und besser lernt, immer wieder einmal auf.

Überpfarrliche Koordination und Profilbildung

Vor allem dort, wo der natürliche Lebensraum der Menschen die Pfarrgrenzen überschreitet, ist die überpfarrliche Koordination ein Erfordernis der Zeit. Das beginnt bei der Abstimmung der Gottesdienstzeiten und kann – vor allem im städtischen Raum – bis zur Herausbildung je eigener Profile der verschiedenen Pfarrgemeinden gemäß ihrer konkreten „Berufung“ führen.

Kooperation in Form gemeinsamer Angebote und Initiativen

In der Situation eines die Pfarrgrenzen überschreitenden natürlichen Lebensraums der Menschen macht es naturgemäß Sinn, wenn die Pfarrgemeinden zumindest einen Teil ihrer Öffentlichkeitsarbeit gemeinsam wahrnehmen. Und für manche andere Vollzüge gilt das auch: Erwachsenenbildung, offene Jugendarbeit, manche Verwaltungsaufgaben, die Organisation der Erreichbarkeit etc. Gemeinschaftsbildende Vollzüge und Angebote für ortsgebundene Gruppen (z.B. Kinder und Ältere) gehören selbstverständlich vor Ort, während es für andere pastorale Angebote, die sich primär an die mobilen Einzelnen richten, durchaus sinnvoll sein kann, wenn mehrere Pfarrgemeinden diese gemeinsam anbieten.

Subsidiär arbeitende überpfarrliche Stützsysteme

Die Fortbildung der haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen beispielsweise wird in vielen Bereichen sinnvollerweise durch dekanatliche oder diözesane Strukturen (z.B. Bildungseinrichtungen, Pastoralamt) organisiert werden.

Die Orientierung: „raumgerechte Pastoral“

Auch im Horizont einer klaren Option für das gemeindliche Leben innerhalb der bestehenden Pfarren gibt es also pastorale Vorgänge, die unter heutigen Bedingungen angemessenerweise überpfarrlich angesiedelt werden. Entscheidend ist, dass die pastoralen Vollzüge im Sinne einer „raumgerechten Pastoral“ (P.M. Zulehner) von der jeweiligen Sache her richtig dimensioniert werden. Manches braucht die Kleinräumigkeit vor Ort, hat dort seinen Lebensquell und ist für die Gemeindebildung unverzichtbar, anderes passt in die Seelsorge-Region, wieder anderes auf die Dekanats- oder Diözesanebene.

Aufgrund des sich abzeichnenden Weniger an Priestern, Hauptamtlichen, Ehrenamtlichen und Finanzmitteln werden diese überpfarrlichen Anteile künftig noch gewichtiger werden als sie es heute schon sind. Was die erhoffte Entlastung der Verantwortungsträger/innen anbelangt, zeigt die Erfahrung, dass die derzeit bei uns üblichen Modelle tendenziell die Überlastungssituation

verschärfen, weil sie mit zusätzlicher Gremienarbeit verbunden sind. Das darf bei der Modellerarbeitung nicht außer Acht bleiben.

C2.2. Vernetzung aller Orte kirchlichen Lebens im jeweiligen Lebensraum

Es braucht heute die Vernetzung allen kirchlichen Lebens innerhalb des jeweiligen natürlichen Lebensraums der Menschen. Das gemeindliche Leben, die Dienstleistungs-Angebote für die „Pilger/innen“, die Schulpastoral, Projekte in den „Zwischenräumen“, Klöster, Bildungshäuser, Beratungs-, Sozial- und kategoriale Seelsorgeeinrichtungen, altbewährten KA-Gliederungen, die neuen Bewegungen, Basisinitiativen, in denen Menschen sich um ein Anliegen oder ein gemeinsames Charisma versammeln, Gebetsgruppen, Bibelrunden usw. müssen als Netzwerk z.B. „Kirche in Bregenz“ funktionieren und in Erscheinung treten. Diese strukturierte Arbeit im Netzwerk braucht es **nach innen hin** für die Koordination und arbeitsteilige Kooperation zwischen den verschiedenen kirchlichen Orten und Initiativen. **Nach außen hin** muss das Netzwerk ein kommunikatives „Leitsystem“ des gegenseitigen Aufeinander-Verweisens abgeben, sodass Menschen, die an einem beliebigen Punkt andocken, möglichst klar und einfach ihren guten Ort finden können.

Von großer Bedeutung ist die gute Vernetzung der Pfarrpastoral mit den **Kindergärten** und dem **Religionsunterricht an den Schulen**. Für viele Kinder und Jugendliche sind das heute die Orte der intensivsten Begegnung mit dem christlichen Glauben und der Kirche. Insofern ist der Religionsunterricht längerfristig auch eine wichtige Quelle für das pfarrgemeindliche Leben. Umgekehrt ist der Religionsunterricht immer auch an außerschulische Lernorte des Glaubens verwiesen, an denen der Glaube als Lebensvollzug erfahrbar ist. Wichtige Brücken zwischen dem Religionsunterricht und der Pfarrgemeinde bilden die Feiern und geprägten Zeiten im Kirchenjahr und die Vorbereitung der Erstkommunion und der Firmung.

Die Pfarrgemeinden werden als Orte des gemeindlichen Lebens und als gastfreundliche „Herbergen“ für Menschen, die rituelle Begleitung und Segen suchen, im Netzwerk kirchlichen Lebens zentrale Knotenpunkte bleiben, aber eben innerhalb des großen Netzwerks aller kirchlicher Orte und Initiativen im Lebensraum der Menschen.

C2.3. Die angemessene Balance in der Zuteilung der Ressourcen

Die Schere zwischen dem Umfang und der wachsenden Komplexität der pastoralen Aufgaben in allen Bereichen einerseits und der sich reduzierenden Personal- und Finanzressourcen andererseits wird sich in den nächsten Jahren noch weiter öffnen. Damit wird es zur großen Herausforderung an die diözesanen, regionalen und pfarrlichen Verantwortungsträger/innen, die Ressourcen angemessen auf die diversen Bereiche und Arbeitsfelder zu verteilen.

C3. Liturgisches Leben mit weniger Priestern

Die Kirche „lebt und wächst immerfort“ aus der Eucharistie, so heißt es im Zweiten Vatikanischen Konzil im Blick auf die „Ortsgemeinschaften der Gläubigen“ (LG 26). Konstitutiv für diese Gemeinschaften, die je an ihrem Ort „das von Gott gerufene neue Volk“ sind und in denen, „auch wenn sie oft klein oder arm sind oder in der Diaspora leben“, Christus gegenwärtig ist, sind die „Verkündigung der Frohbotschaft Christi“, das Begehen des „Mysteriums des Herrenmahls“ und die Liebe.

C3.1. Die Not des Priestermangels, Berufungspastoral, die verantwortungsvolle Diskussion der Zulassungsbedingungen, glaubensfördernde Initiativen

Angesichts der Bedeutung der Eucharistie und der priesterlichen Dienste hat der Wunsch, dass für jede Pfarrgemeinde ein Priester da sein soll, der (ausgestattet mit den erforderlichen Kompetenzen und Ressourcen) die Pfarrgemeinde leitet und an Sonn- und Feiertagen ihrer Eucharistiefeier vorsteht, hohe Plausibilität. Zugleich deutet aber alles darauf hin, dass diese Situation künftig noch deutlich weniger gegeben sein wird als dies bereits heute der Fall ist. So werden viele Pfarrgemeinden mit nicht idealen Leitungssituationen leben müssen, und es wird für die Priester und die Mitarbeiter/innen in der Pfarrpastoral eine große Herausforderung sein, ihren Dienst für sie stimmig und gut lebbar zu gestalten.

Diese Entwicklung wird sich einstellen obwohl selbstverständlich auch weiterhin Priester aus anderen Diözesen bei uns leben und Dienst tun werden. Auch wenn es für jeden hinzukommenden Priester eine Herausforderung ist, sich in der Kultur und Prägung einer zunächst fremden Ortskirche zurechtzufinden, bereichert dieser weltkirchliche Austausch das kirchliche Leben in unserem Land sehr. Der Anteil der aus anderen Diözesen stammenden Priester muss aber in einem vernünftigen Verhältnis zum Gesamtklerus bleiben. Der Priestermangel ist auch nicht durch die wertvollen liturgischen Aushilfsdienste zu kompensieren, die von den in der kategorialen Seelsorge tätigen, den Ordens- und den pensionierten Priestern geleistet werden. Diese Situation ruft nach intensiven Bemühungen im Bereich der Berufungspastoral – hier im engeren Sinne verstanden.

Viele in den Pfarren engagierte Menschen artikulieren aber auch den Wunsch, dass die Frage der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt von den zuständigen Personen und Gremien verantwortungsvoll diskutiert werde. Dabei wünschen sich viele Frauen und Männer, dass auch Frauen entsprechend ihren spezifischen Fähigkeiten an den kirchlichen Führungs- und Leitungsaufgaben beteiligt werden. Das eine oder andere Gespräch zu diesen Fragen ist in den entsprechenden Gremien in den vergangenen Jahren geführt worden – zuletzt hat Bischof Elmar Fischer das Thema der „viri probati“ in die Österreichische Bischofskonferenz eingebracht. Seitens der Kirchenleitung sind diesbezüglich aber in absehbarer Zeit wohl keine Schritte zu erwarten.

Die Brisanz der Frage der Zulassung der Frauen zu den Weiheämtern zeigt sich auch daran, dass diese Frage ein Kristallisationspunkt der zunehmenden Entfremdung vieler Frauen gegenüber der Kirche ist. Soziologische Untersuchungen sagen, dass heute in keiner anderen Bevölkerungsgruppe die Distanz zur Kirche so rasch wächst wie unter den jungen Frauen. Angesichts ihrer Rolle in der

religiösen Sozialisierung der Kinder und in der pfarrlichen Arbeit ist das eine bedrohliche Entwicklung für die Pfarrgemeinden.

Für die Pfarrgemeinden bleibt in dieser Situation die stete Entwicklung und Vertiefung des gemeindlichen und sakramentalen Lebens die **vordringlichste Aufgabe**. Der in Gemeinschaft gelebte Glaube bringt das Engagement der Vielen für die Kirche vor Ort zur Geltung, prägt die Kultur des Zusammenlebens im Kleinen der Familie ebenso wie im Großen der gesellschaftlichen Zusammenhänge und ist auch der Boden, auf dem junge Menschen sich für einen kirchlichen Beruf entscheiden.

C3.2. Grundlegende Optionen für pfarrübergreifende Gottesdienstordnungen¹

Wenn einem Priester die Hirtensorge für mehrere Pfarrgemeinden übertragen wird – so wie das heute bereits vielfach der Fall ist und künftig immer mehr ein Erfordernis sein wird –, ergeben sich vor allem auch im Bereich der Liturgie Fragen, die nach verantwortbaren Lösungen verlangen: Gottesdienstzahl und -zeiten in den beteiligten Pfarrgemeinden, Feierformen und –orte, Zusammenwirken der verschiedenen Dienste etc. Diese Fragen greifen tief in das Leben und die Selbsterfahrung einer Pfarrgemeinde ein. Sie sind auch eng verwoben mit anderen Fragen, angefangen vom Kirchenbild bis hin zum Liturgieverständnis, sodass die Prozesse der Neuordnung im liturgischen Bereich oftmals mit sehr grundlegenden und widersprüchlichen Optionen versöhnend umgehen müssen. Entsprechend wichtig ist es, dass die **Prozesse rechtzeitig in die Wege geleitet werden und gut begleitet sind**. Und es macht auch Sinn bereits vor dem Eintritt eines Engpasses die damit verbundenen liturgischen und pastoralen Fragen in den Gemeinden und Seelsorge-Regionen zu reflektieren und das eine oder andere auch bereits einzuüben.

Pfarrgemeinde – handelnde Personen – Liturgietheologisches

Aufgrund der unterschiedlichen Gegebenheiten gibt es eine **legitime Vielfalt möglicher Lösungen** für die pfarrübergreifenden Gottesdienstordnungen. Bei deren Entwicklung und Bewertung müssen aber die **drei grundlegenden Perspektiven** im Blick sein:

- **Perspektive Pfarrgemeinde:** Wie wirkt die Gottesdienstordnung auf die Entwicklung des pfarrlich-gemeindlichen Lebens an den beteiligten Orten? Wird sie gewachsenen Traditionen und spezifischen Bedürfnissen gerecht? Sind die Pfarrgemeinden mit der Gottesdienstordnung versöhnt?
- **Perspektive handelnde Personen** (Priester, Diakone, Pastoralassistent/inn/en, ehrenamtliche Mitgestalter/innen in der Liturgie): Ist die Gottesdienstordnung diesen zumutbar? Entspricht sie ihren Zuständigkeiten und Charismen und bringt sie diese angemessen zur Geltung?
- **Liturgietheologische Perspektiven:** Ermöglicht die Gottesdienstordnung gut vorbereitete, würdige und authentische Feiern (Ars celebrandi und präsidenti)? Ist sie Ausdruck einer stimmigen Theologie der Eucharistie, des Wortes Gottes und des kirchlichen Amtes? Wird sie der geforderten Einheit von Eucharistievorsitz, Gemeindeleitung und Seelsorge gerecht?

Ein Priester darf am Sonntag (incl. Vorabendmesse) höchstens dreimal der Eucharistiefeier vorstehen. Vgl. hierzu c. 905 §2 CIC. Über die rechtliche Beschränkung hinaus sind auch die persönlichen Grenzen der Priester zu akzeptieren, sodass es zu keinen dauerhaften Überforderungen kommt.

Die Sicherstellung einer sonntäglichen Eucharistiefeier auch in kleinen Gemeinden

Ehe eine Pfarrgemeinde keine Sonntagsmesse feiern kann, soll im Sinne der Solidarität zwischen den Pfarrgemeinden geprüft werden, ob in einer umliegenden Pfarrgemeinde auf eine zweite oder dritte Eucharistiefeier verzichtet werden kann.

Das Miteinander von Priestern und Lai/inn/en in der Liturgie pflegen

In Zukunft wird das Miteinander von Priestern und Lai/inn/en in der Gestaltung des liturgischen Lebens eine Selbstverständlichkeit sein, so wie dieses auch heute schon vielerorts gepflegt und als bereichernd erlebt wird. Große Bedeutung kommt dabei der liturgischen Aus- und Weiterbildung der Priester und der anderen Mitgestalter/innen zu, damit die Vielfalt der Charismen und Beauftragungen in schönen und würdigen Feiern zur Geltung kommt.

C3.3. Wort-Gottes-Feiern am Sonntag

Wenn es aufgrund des Priestermangels für eine Pfarrgemeinde an Sonn- und/oder Feiertagen nicht möglich ist, Eucharistie zu feiern, dann soll sich die Gemeinde zu einer Wort-Gottes-Feier versammeln.

a) Ist es nur ein konkreter Einzelfall, dass an einem Sonn- oder Feiertag trotz ernsthafter Bemühungen kein Priester für die Feier der Eucharistie zur Verfügung steht, dann obliegt die Entscheidung für die Wort-Gottes-Feier dem mit der Hirtensorge für diese Pfarrgemeinde beauftragten Priester. Das kann etwa der Fall sein, wenn ein Priester, der am Sonntag Vormittag im Regelfall mit zwei Pfarrgemeinden die Eucharistie feiert, mit einer der beiden Pfarrgemeinden einen besonderen Anlass begeht (z.B. Erstkommunion, Firmung, Patrozinium), bei dem es wichtig ist, auch im Anschluss an den Gottesdienst noch präsent zu sein. Ein anderes Beispiel könnte eine Pfarrgemeinde sein, die ihren Sonntagsgottesdienst regelmäßig mit Aushilfspriestern feiert. Damit zwischen den aushelfenden Priestern und der Gemeinde längerfristig ein angemessener Kontakt entstehen kann, sollen nicht mehr als zwei, maximal drei Priester für die liturgische Aushilfe beigezogen werden. Wenn an einem Sonntag aus dieser Gruppe kein Priester für die Feier der Eucharistie zur Verfügung steht, soll es eine Wort-Gottes-Feier geben.

b) Ist es für eine Pfarrgemeinde an Sonn- und Feiertagen regelmäßig nicht möglich, Eucharistie zu feiern, sodass Wort-Gottes-Feiern in einer Seelsorge-Region im Turnus ein fixes Element der Gottesdienstordnung sind, so bedarf diese Gottesdienstordnung der Zustimmung des Bischofs.

Mit der Teilnahme an der Wort-Gottes-Feier ist für die Gläubigen in diesen Situationen der Sinn der Sonntagspflicht erfüllt. Die Gläubigen versammeln sich, um das Wort Gottes zu hören, dem Herrn im Wort zu begegnen und seine Gegenwart im Wort zu feiern. Jesus Christus, das Wort, das

Fleisch geworden ist, nährt die versammelte Gemeinde am „Tisch des Wortes“ (Dei Verbum 21) und ist ihnen so Brot des Lebens.

Die Wort-Gottes-Feier hat eine eigenständige Würde als liturgische Feier. Es ist auf Zukunft hin wichtig, dass in den Pfarrgemeinden auf möglichst versöhnlichen Wegen das Verständnis hierfür wachsen kann. Die Tagzeiten-Liturgie kann dazu eine gute Spur sein, aber natürlich auch die explizite Auseinandersetzung mit der Theologie des Wortes Gottes.

C3.4. Auf dem Weg zu guten Lösungen an Hochfesten im Kirchenjahr

Für die Sonntage werden vielerorts in den Seelsorge-Regionen noch praktikable Lösungen gefunden, an den Hochfesten wird es dann allerdings oftmals schwierig. Zentrale Feiern unseres Glaubens können dann nicht mehr in jeder Pfarrgemeinde nach der im Messbuch vorgesehenen Form gefeiert werden. So müssen zu Weihnachten, im Triduum Sacrum, am Fronleichnamfest und bei anderen (Hoch-)Festen andere verantwortbare Lösungen gefunden werden. Die Schwierigkeit dabei ist, dass die besondere zeitliche Verankerung dieser Feiern kaum ein Ausweichen zulässt und ihr Gehalt wenig Spielraum für alternative Formen bietet.

Natürlich gelten auch für die Hochfeste die oben (unter C3.2) genannten grundlegenden Orientierungen. Es bedarf darüber hinaus aber noch konkreterer Richtlinien. Die Liturgische Kommission für Österreich hat im Auftrag der Bischofskonferenz vorläufige „Leitsätze zur Liturgie im Pfarrverband in Österreich zu Hochfesten im Kirchenjahr“ erarbeitet, die nun in den Diözesen bis ins Frühjahr 2012 erprobt werden sollen. Der Diözesane Arbeitskreis Liturgie und das Liturgiereferat im Pastoralamt werden das in der Form tun, dass sie Seelsorge-Regionen bei der Erarbeitung ihrer Gottesdienstordnung für die Hochfeste begleiten. Die Erfahrungen werden im Priester- und Pastoralrat vorgestellt und ausgewertet werden und in Abstimmung mit dem weiteren Vorgehen auf der Österreichebene in entsprechenden diözesanen Richtlinien gefasst werden.

¹ Diese Überlegungen zu den Gottesdienstordnungen gehen im Wesentlichen auf eine Eingabe des Diözesanen Arbeitskreises Liturgie zurück.